

NEUE KÖNIGE IN BRONZE

Spielern und Trainern wird neuerdings auf der ganzen Welt mit **Denkmälern** gedacht. Vorreiter des verblüffenden Trends ist England

Text David Winner

A

ls sich die Besucher unter der gigantischen Bronzestatue drängen, geben die Blitzlichter der Handykameras in nebeliger Winterluft der Szenerie etwas Ehrfurchtsgebietendes. Statue und Sockel bilden einen sechs Meter hohen Koloss, dessen Heroik durch den schimmernden Bogen des Wembleystadions im Hintergrund noch gesteigert wird. Die Statue des Fußballspielers lässt den Blick wissend in die Ferne schweifen. Die Arme verschränkt, den Fuß auf dem Ball, erinnert die ganze Haltung an Denkmäler für gefallene Kriegshelden. Doch der Mann auf dem Sockel ist in keiner Schlacht gestorben, sondern vor 18 Jahren nach langer Krankheit. »Schau!«, ruft einer der Pilger aufgeregt, als er den Kapitän von Englands Weltmeistermannschaft von 1966 erkennt: »Das ist Bobby Moore!«

Es ist beeindruckend, wie viele England-Fans vor dem Länderspiel gegen Spanien voller Andacht sein Denkmal besuchen. Sie stellen sich für ein Foto unter der Statue auf, und einige werfen sich dabei in triumphale Posen. Andere versuchen, den Fuß von Moore zu berühren, und ein ganz Unerschrockener springt sogar hoch, um am Schuh des großen Mannes einen Kranz aus rotem Mohn abzulegen, mit denen man in England der Toten der Kriege gedenkt.

Die Verehrung von Kultstatuen ist nichts Neues. In der Basilika San Pietro in Rom steht eine Figur des Heiligen Petrus, deren Füße durch die Liebkosungen der Gläubigen derart mitgenommen wurden, dass von den bronzenen Zehen des Apostels nur noch glänzende Stummel geblieben sind. Im alten Rom gab es für die Statuen von Göttern und Herrschern komplexe Rituale, zu denen neben dem Berühren, Waschen oder Dekorieren auch das Mitbringen von Essen gehörten. Es gab sogar erotische Zuwendungen, Cicero beschreibt einen Herkules, dessen Lippen vom Küssen abgetragen waren. Und selbst im Verona von heute streicheln Touristen noch die Brüste einer Statue von Shakespeares Julia, weil das angeblich Glück in der Liebe bringt. Kurzum: Statuen sind nicht allein Kunstwerke, sondern haben magische Eigenschaften.

Doch wie um alles in der Welt erklärt das den verblüffenden Trend zum Fußballdenkmal, der in den letzten Jahren zu einem globalen Phänomen geworden ist? In so unterschiedlichen Ländern wie Brasilien und Italien, Deutschland und der Ukraine sind in den letzten Jahren in rauen Mengen Statuen von ehemaligen Spielern und Trainern – einige tot, andere quicklebendig – errichtet worden. Meistens stehen sie



neben Stadien, aber auch einfach an der Straße (wie ein Pelé-Denkmal in Brasilien) oder in den Fußgängerzonen von Vororten (wie das für Netzer, Vogts und Wimmer in Mönchengladbach-Eicken). Brasiliens Kapitän der Weltmeisterschaft von 1958, Hilderaldo Bellini, reckt den WM-Pokal vor dem Stadion Maracana in Rio hoch. Ganz in der Nähe gibt es eine kleine Büste des großen Dribblers Garrincha, die traditio-

Romario enthüllte sein eigenes Denkmal – als jubelnder Jesus

nell von Botafogo-Fans vor Spielen berührt wird, weil das Glück bringen soll. In Brasilien gibt es außerdem Denkmäler für Jairzinho, Zico, Rivaldo und Romario, der seines sogar selbst enthüllen durfte: in Bronze und mit ausgestreckten Armen, wie ein Jesus Christus beim Torjubel.

Denkmäler reflektierten die Kultur eines Landes. In Holland ehren sie zumeist keine globalen Superstars, sondern gemütliche lokale Helden wie Abe Lenstra in Heerenveen oder Aad Mansveld in Den Haag. Italien hat offenbar genug Statuen von Heiligen und Päpsten, dass es keiner der Fußballgötter bedarf, obwohl es in Genua einen Antonio Cassano aus Schokolade gab. Der Gabriel Batistuta in Florenz hingegen ist aus Bronze und soll wohl eine Art Renaissance-Soldaten darstellen - mit einer Eckfahne als Lanze. In Deutschland gibt es bemerkenswert wenige Fußballdenkmäler, die dann eher postmodern ausfallen – wie das gigantische Replikat von Uwe Seelers Fuß vorm Hamburger Stadion oder die Installation entlang der A40 in Essen, die an das entscheidende Tor von Helmut Rahn im WM-Finale 1954 erinnert. Allerdings gibt es auch den Glaskasten vor dem Fritz-Walter-Museum in Enkenbach-Alsenborn, der einem Madonnenschrein gleicht, mit Fußbällen statt Kruzifixen.

Die weltweit führende Nation quasi-religiöser Fußball-Bildhauer-Kunst ist jedoch eindeutig England. Der Bobby Moore in Wembley wurde von Philip Jackson erschaffen, dem Bildhauer der britischen Königsfamilie. Das 2007 enthüllte Denkmal ist aber nur das spektakulärste Beispiel eines massiven Trends. Dr. Chris Stride von der Uni-

versität Sheffield schätzt, dass in den letzten zehn Jahren gut 60 Statuen in Großbritannien aufgestellt wurden und darüber hinaus noch Dutzende in der Mache sind.

An besonderen Tagen werden der Bill Shankly neben dem Fanshop des FC Liverpool oder der kürzlich frisch angestrichene Billy Bremner in Leeds mit Schals, Blumen und Trikots behangen. Einige Statuen, wie das Stanley-Matthews-Tryptichon in Stoke sind künstlerisch ambitioniert, andere schlichtweg obskur bis bizarr. Denn warum etwa gibt es ein Denkmal des schottischen Wandervogels Hugh McIlmoyle, der in den 20 Jahren seiner Karriere bei neun zumeist mittelmäßigen Klubs wie Rotherham, Bristol Rovers oder Leicester City spielte, dreimal zu Carlisle United wechselte, wo ihm stellvertretend für alle Spieler des Klubs 2005 eine Statue errichtet wurde?

Die Antwort darauf ist wohl, dass Fans nicht so sehr an Geschichte oder historischer Genauigkeit interessiert sind wie an Sentimentalität. Schließlich ist England das Land, in dem es bei jedem Klub mehr oder weniger die gleiche, beinahe mythologische, Stammeserzählung gibt, in der es von »Legenden« (also: ehemaligen Spielern) und »Goldenen Zeitaltern« (also: Der Klub war früher besser) nur so wimmelt. Wohl nur in England könnte ein in heiliger Ernsthaftigkeit »Cambridge United: 101 Golden Greats« betiteltes Buch erscheinen. Ein Äquivalent über die »101 goldenen Größen« von Preußen Münster oder dem SSV Reutlingen würde wohl selbst bei den hartgesottensten Anhängern der Klubs für eine gewisse Heiterkeit sorgen.

Am liebsten wird in England ehemaliger Spieler und Trainer gedacht, die aus dem Ort kommen und in den fünfziger und sechziger Jahren gespielt haben, die alt gewordenen Anhänger also an ihre Jugend erinnern. Zudem sind die Statuen eine Anlaufstelle für Fans mit Heimweh, wenn ihr Team von einem alten Stadion in ein neues umgezogen ist. Der künstlerische Anspruch (oder eher dessen weitgehende Abwesenheit) dieser Bewegung ist faszinierend in ihrer radikalen Abwehr alles Modernen oder gar Postmodernen. Einige Skulpturen, wie das Tryptichon des dribbelnden Stanley Matthews in Stoke, sind ansatzweise künstlerisch

ambitioniert, die meisten aber umwerfend armselig. So etwas wie Seelers Fuß in Hamburg würde es in England nicht geben, weil die kulturradikalen Fans wollen, dass die Darstellung ihrer Helden direkt aus dem 19. Jahrhundert kommt. Also gibt es zumeist eine der drei Standardposen, »Spieler in Aktion«, »triumphierend« oder »würdige Ehrenhaftigkeit«.

Während heutzutage die Verehrung für historische Figuren wie Generäle, Geistliche und dergleichen nachlässt, übernimmt die Darstellung von Fußballern nun deren Funktion, um Stammeszugehörigkeit und Identität zu schaffen. Aber die Kommerzialisierung des Spiels spielt dabei auch eine gewichtige Rolle. Denkmalforscher Stride meint, dass viele Vereinsbesitzer die Standbilder als »Stadionschmuck« und Marketinginstrument nutzen, weil die Vergangen-

Warum gibt es in Carlisle eine Statue für Hugh McIlmoyle?

heit eines Klubs in England das höchste Gut ist. Die Begeisterung für Statuen füllt das Vakuum von zerbrokelnden politischen, religiösen und regionalen Identitäten, durch einen so nostalgischen wie vom Kommerz angetriebenen Kult.

Peter Osgood etwa, der bei Chelsea ein elegantes ewiges Talent war und beim Pokalsieg 1970 ein Tor erzielte, wird an der Stamford Bridge durch eine pompöse Philip-Jackson-Plastik gehuldigt. Diese wurde auch deshalb in Auftrag gegeben, weil Chelsea gerne mit Manchester United mithalten möchte, denn dort gibt es bereits zwei von Jackson gestaltete Statuen. In seiner Blütezeit wurde Osgood von Chelsea-Fans als »der König von Stamford Bridge« gefeiert, auch wenn er 1974 seinen Vertrag kündigte, als ihm sein Trainer nahelegte, weniger zu trinken und härter zu trainieren. Nach dem Ende seiner Karriere stieg er dennoch zu einer Art Messias auf, wie man dem Gedicht an seinem Denkmal entnehmen kann. Osgood »leuchtete den Pfad und zeigte den Weg« für die Spieler von heute, heißt es dort. Er mag gegangen sein, aber ist nicht vergessen, dräut es weiter, denn »durch die Geschichte wird der König ewig leben«. Tja, da dürfte selbst Elvis staunen. //